Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 221 (1948)

Artikel: Der Chlupf der Robinsone
Autor: Lerch, Christian
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-657902

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Chlupf der Robinsone

Eine wahre Bubengeschichte aus dem alten Bern,
erzählt von Christian Lerch

Vier Berner Buben von zehn bis zwölf Jahren schlendern gemütlich über die Allmend, auf die Papiermühleallee zu. Zwei von ihnen tragen kleine Flinten geschultert.

Das eifrige Gespräch dreht sich um Weidmannskunst und Jagdbeute, und wir horchen verwundert auf; denn da ist die Rede von Straußen, Trappen, Kasuaren, Kondoren und anderem gefiedertem Großwild. In vollem Ernst, wohlverstanden. Aha — Aufschneider, Prahlhänse, Süchelbuben? Durchaus nicht. Robinsone sind's. Ich stelle vor, erstens: Johann Rudolf Wyß, zweiter Sohn des Herrn Münsterhelfers Johann David Wyß, eines geistlichen Herrn, der kein Büchergelehrter und kein Stubenhocker ist, sondern ein kundiger Naturfreund und gewiegter Jägersmann. Mit seinen vier Buben (hier auf der Allmend sehen wir nur einen davon) streift er fleißig durch Wälder, Felder, Auen, lehrt sein Jungvolk sehen und hören, aber auch schießen — und bringt nachher daheim die gemeinsamen Erlebnisse zu Papier. Aber nicht in der Form eines sachlichen, nüchternen Tagebuches! Zusammen mit den Buben spinnt er das Erlebte zu einer Robinsonade aus. Ein Buch soll es nach und nach werden; eines für lebhafte, wißbegierige und praktische Buben. Eben, wie gesagt, ein Robinsonbuch. Robinsone gibt es, in Büchern selbstverständlich, schon eine ganze Menge; aber einen schweizerischen noch nicht. Hat der Vater wieder ein paar Seiten geschrieben und gleich auch die fröhlichen Bildchen dazu gezeichnet, so gibt er die Blätter dem Großvater zu lesen; der Artillerieoberst Wyß (der, nebenbei gesagt, das berühmte „alte Bernpulver", eine besondere Mischung, erfunden hat) freut sich trotz seiner 72 Jahre immer noch fast wie ein Bub auf den interessanten Lesestoff.

Johann Rudolf führt in den abenteuerlichen Geschichten den Vornamen Ernst; und der Vater schildert ihn genau so, wie er ist: gescheit und kundig, aber reichlich bequem.

Da nun in des Vaters Erzählungen die Tier- und Pflanzenwelt aller fünf Erdteile in bunter Reihe aufmarschiert, versteht sich's von selbst, daß Johann Rudolf, genannt Ernst, und seine drei Mitrobinsone auf ihrer heutigen Streife die nämliche Sprache reden. Wer die drei seien? Ich stelle vor: zunächst einmal Samuel und Friedrich Bürki, Söhne des reichen Hauptmanns Bürki, der vor kurzem Bernburger geworden ist. Vater Bürki besitzt den schönen Dießenhof zu Oberdießbach und das nicht minder schöne Brunnengut im Buchholterberg; und da er mit dem fröhlichen, landwirtschaftskundigen Helfer Wyß gut befreundet ist, bringen die Wyßbuben mitunter ein paar Ferientage bei Bürkis auf dem Lande zu, und dann wiederum kommen die Bürkibuben an die Herrengasse.

Der vierte, der kleinste und stillste von allen, ist der Sameli Zaugg. Der Vater? In fremden Kriegsdiensten. Die Mutter? Ist Köchin im Hause Wyß und hat den Sameli bei sich. Der weiß sich auf mancherlei Weise nützlich zu machen, und Vater Robinson rühmt ihn dann und wann: seht das wackere Knechtlein! Die vier Pfarrersbuben und die Bürkibuben haben das bescheidene Gespänlein gern, drum haben sie es auch mitgenommen zur großen Pirsch auf der Allmend. Jagdbeute wollen sie nämlich wirklich heimbringen; sie hoffen zuversichtlich, es komme ihnen ein seltener Vogel, den der Herr Helfer noch nicht in seiner großen Sammlung hat, vor den Flintenlauf. Ein großer, ein kleiner? Man wird's nehmen, wie's kommt; für jeden Fall hat Samuel Bürki seine Flinte mit Amselschrot geladen, Johann Rudolf Wyß die seine mit Spatzenstaub.

Da stellt sich aber ein ganz anderer Vogel ein!

Schräg über das Feld plampt ein Jüngling in blauem Rocke ganz hottschräg auf die Robinsone zu. „Hat der aber einen Ploder!" stellt der ältere Bürki fest. Da steht der Kerl schon breitbeinig, mit pendelndem Oberkörper vor ihnen: „Go'grüeßech!" Die Robinsone murmeln einen Gegengruß, das Lachen mühsam verhaltend. „Wo isch dä hi?" fragt der Blaue. „Jä wär?" wollen die Kleinern schon fragen, da blinzelt ihnen Wyß zu: nicht fragen! abschüsseln! und laut fügt er hinzu: „Dertdüre!", nach dem Siechenhauswäldchen deutend. Aber der Betrunkene bleibt stehen und kichert blöde — und

nun fragt er weiter: „Wie heißt dä Bärg dert äne?“ „Bantigerhubel“, erklärt dienstbeflissen der ortskundige Wyß. Der Blaue äugt unschlüssig hinüber, dann tritt er rasch auf den jüngern Bürki zu, der eben Wyßens Flinte geschultert trägt, und entwindet ihm mit jähem Griff die Waffe. „I wott nech jetz zeige, wien i cha äxiziere“, prahlt er und spannt den Hahn. „Nit, nit“, warnen die erschrockenen Robinsone wie aus einem Munde, „es isch ja glade!“ Unheilbrütende Stille. „Los, du, mach nüt Dumms“, ruft Wyß eifrig, „'s isch glade, und du hesch ja der Hahne gspannet!“ Der Blaue grinst ihn frech an: „I weis däich scho, was i mache!“ — und plötzlich wirft er seinen Stecken weg, macht rechtsumkehrt und läuft auf die Allee zu. Die zwei größeren Robinsone hintendrein, indes die zwei Kleinern wie angewurzelt stehenbleiben. Nun bleibt auch der Blaue wieder stehen; Samuel Bürki und Wyß rücken ihm auf den Leib. Wyß fordert die Flinte zurück. Der Betrunkene gröhlt, hält die Waffe krampfhaft fest und wehrt die Buben mit den Ellbogen ab. Über Wyßens Gesicht zuckt blitzend eine Idee — und schon schreit er: „Gib sen ume, oder i schieße!“ Der Blaue lacht höhnisch, reißt die Flinte an die Schulter, zielt auf den kecken Jungen; der läuft rasch auf das Feld zurück und ruft: „Schieß nid, i schieße o nid!“ Samuel Bürki läuft ebenfalls weg, aber auf die andere Seite. Der Blaue stutzt, sieht sich glotzend um — und macht plötzlich Wendung gegen Bürki. Die Flinte hoch — wackeliges Zielen — ein Knall, und Bürki schreit auf und betastet mit der rechten Hand den linken Arm und die linke Rückengegend. Wyß läuft auf ihn zu, fragt erregt: „Wo het's di preicht? tuet's weh? zeig!“ — und derweil streicht sich der Betrunkene mit langen, steifen Plampischritten ostwärts, dem Siechenhause zu. Wyß greift nach Bürkis Waffe und ruft dem Blauen nach: „Umegäh, hesch ghört!“ Der plampt gleichmütig weiter, und schon drückt Wyß los. „Preiche het's ne nid chönne“, stellt er sachlich fest, „es isch ja nume Spatzestoub; aber jetz chum, mir müeßen ihm nache!“ Bürki ist von seinem Schreck schon ordentlich erholt. Einträchtiglich setzen die zwei in strammem Laufschritt dem Blauen nach. Da liegt die Flinte; der Fliehende hat sie weggeworfen. Wyß hebt sie auf, hängt sie um — sie ist ja sein Eigentum — und bleibt stehen: „Wyter gangen i nid.“ Bürki läuft noch eine kurze Strecke, bleibt dann aber auch stehen; denn es naht Hilfe in der Not. Der Herr Kandidat Strähl, Hauslehrer beim Herrn Oberst von Büren und im Hause Wyß wohlbekannt und geschätzt. „I bi d'Ostermundigestraß uus cho und ha's ghöre chlepfe und derna brüele, was het's ggäh?“

Sprudelnd erzählen Wyß und Bürki drauflos; auch die zwei Kleinen kommen näher und erzählen mit. Kandidat Strähl hat rasch begriffen. „So, dä gangen i jitz ga abfasse!“ — ein paar erklärende Worte noch — „so und so isch er agleit gsi“ — und raschen Schrittes macht sich der Kandidat auf die Suche.

Er brauchte nicht lange zu suchen. Zwischen Badhaus und Papiermühlen, beim Kirchbergerhaus, trifft er auf den Blauen, stellt ihn, fragt ihn barsch, ob er nicht vorhin da oben geschossen habe, so und so. Der Blaue leugnet stotternd. Aber der junge Geistliche ist seiner Sache sicher; mit kräftiger Faust packt er den Betrunkenen am Kragen: „Marsch, dort zum Rothaus hinauf!“

Beim Rothaus nimmt Hauptmann Tscharner den betrunkenen Schützen in Empfang. Da braucht's keine langfädigen Worte. „Peter“, befiehlt der Hauptmann seinem Hausknecht, „nimm da dä Säukärli und gang nen am undere Tor ga abgäh!“

Die Torwache ihrerseits liefert den jetzt sehr stille gewordenen, immer jämmerlicher und lahmer plampenden blauen Schützen auf der Hauptwache ab. Da liegt er auch schon auf der Pritsche und rührt kein Glied mehr.

Am Morgen freilich, wie er seinen Rausch ausgeschlafen hat, erschrickt er nicht schlecht angesichts der neuen, ach, so unheimlichen Umgebung: „Wär het mi dahäre ta? wäge was?“

„Du hesch einen erschosse!“

„Ih, daisch mer jetz hingäge nid rächt! Wenn söll i eine erschosse ha — wo — wägerum? I weis my Seech nüt dervo!“

„Henu, vilicht weisch es de im Chefiturm! Na'm Zmorge zügle mer die de dert ufe! Mach, pressier, hü, mir warte!“

Zwei Tage nach dem Vorfall — man schreibt den 31. August 1793 — erzählen die Knaben das

Erlebte dem Polizeioberhaupt der Stadt, dem Herrn Großweibel.

Und wieder zwei Tage später nimmt der Großweibel im Käfigturm den Missetäter ins Verhör. Wer ist's? Ein Emmentaler, aus dem Trub, zwanzigjährig und heißt mit Vornamen Johannes. Eine böse Nummer; just am selben Tage aus dem Arbeitshaus entlassen, an dem er auf den jungen Bürki geschossen hat. Die zehn Wochen Arbeitshaus hat er aufgebrummt bekommen, weil er von zwei verschiedenen Werbern Handgeld für fremde Dienste genommen hat, für Holland und für Sardinien. Das ist Betrug, und auf Betrug steht eben Arbeitshaus. Und jetzt die neue Geschichte — o je, Johannes, du steckst in bösen Hosen!

Ein eigenartiges Verhör. Denn der Jüngling will von den Ereignissen auf der Allmend rein nichts mehr wissen; gar nichts, haarklein nichts; „wenn i sieg, i wüß öppis, su redtin i nid d'Wahrheit!"

Dafür kommt immerhin die Vorgeschichte des Schusses an den Tag. Vom Arbeitshaus weg ist Johannes stracks in die untere Stadt zum holländischen Werber gegangen und hat sich dingen lassen. Schriftlich, und in letzter Minute sozusagen; denn noch selben Tages soll ein Transport Rekruten unter Führung eines Kameraden des Werbers abreisen. Zwei Neutaler Handgeld. Das ist ein schöner Schübel Geld, gut und gerne soviel wie heute drei Zwanzigernoten. Aber dem Hollandkrieger Johannes hat sein Handgeld wenig Nutz und Frommen eingebracht. Von wegen: zuerst, vom Werber weg, hat er Schuhbändel gekauft; dann mit dem Werber in einen Keller, beim untern Tor. Der Werber beschickt Wein, stößt mit dem neuen Rekruten an, steht auf, runzelt die Stirn und stellt den Schnauz: „Dann und dann dort sein, zum Abmarsch, unfehlbar, sonst gibt's etwas!"

Johannes ist im Keller sitzengeblieben und hat weitergetrunken. Roten und Weißen durcheinander. Wieviel? das weiß er nicht mehr. Wieviel er bezahlt habe? Weiß er auch nicht. Nur das weiß er: die zwei Neutaler sind fort. Vertrunken oder verloren? Rätsel!

Wieder vergehen fünf Tage. Da behandelt die Regierung die Geschichte mit dem Schuß auf der Allmend. Daß Johannes stark betrunken gewesen, ist — nach der Auffassung der Zeit — ein Milderungsgrund; verminderte Zurechnungsfähigkeit; aber ein tüchtiger Denkzettel gehört ihm eben doch: zunächst einmal, beim Abschied vom Käfigturm, eine wackere Tracht Prügel; dann soll ihn der bewußte holländische Werber in Empfang nehmen (es wird ungleiche Freude herrschen, bei diesem Wiedersehen!) und ihn hollandwärts spedieren, sobald wie möglich; vier Jahre lang soll er nicht mehr ins Land kommen.

*

Und der Verletzte? Ja, der hatte es fast ein wenig ungern, als ihn der Großweibel nach seinen Wunden fragte. „Eh, das isch scho ume guet und tuet mer nütmeh weh. Die Chügeli sy numen e chly i d'Hut yne; sie sy du no gly einisch umen use trohlet."

Aber das Buch vom Schweizer Robinson? Je nun, das wuchs und gedieh munter weiter, und der Blätter wurden immer mehr, nicht zuletzt zur Freude des Grand-papa Colonel. Der Verfasser — der mit den Jahren noch zum dritten, zweiten und ersten Münsterpfarrer aufrückte — konnte allerdings das Buch nicht mehr drucken lassen; das besorgte später sein zweiter Sohn, eben unser Johann Rudolf, auch genannt Ernst.

In der Geschichte der bernischen Dichtkunst, aber auch der Wissenschaft, nimmt Joh. Rud. Wyß genannt „der jüngere", Professor der Philosophie an der bernischen Akademie, eine ehrenvolle Stellung ein. Ihm verdanken wir den Text des Liedes „Rufst du, mein Vaterland"; er schrieb es im Jahre, da Napoleon nach Rußland zog.

Auch Samuel Bürki wurde ein geachteter angesehener Mann; freilich kein Schriftsteller. Er war Großrat, Oberamtmann, Ratsherr und blieb nach der Neuordnung von 1831 als Regierungsrat, dann noch als Großrat, in Amt und Würden.

In den vielen Schriften des Dichters Joh. Rud. Wyß steht nirgends ein Wort von jenem Abenteuer auf der Allmend. Aber vergessen haben's die vier Robinsone sicher nie; denn solch ein dramatisches Bubenabenteuer schafft noch im Alter ein wohlig-verklärtes Vergnügen... und gerne ruft man das herbei mit der Frage: „Weisch no, denn?"